Stadt und Raum

Autor(en): **Schregenberger, Thomas**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin**

Band (Jahr): **23 (2016)**

Heft 260

PDF erstellt am: **25.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-886137

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Baukultur braucht Förderung. Dieses Ziel hat das Architektur Forum Ostschweiz mit einer Serie von Architekturkritiken im «St.Galler Tagblatt» 2011–2015 verfolgt. Die über 30 Zeitungsbeiträge erscheinen im Oktober als Buch, ergänzt um Foto- und Text-Essays. Hier als Vorabdruck: Überlegungen zum Stadtraum, mit Beispielen aus der Region.

TEXT: THOMAS SCHREGENBERGER

Die Stadt ist beliebt und aktueller denn je, und das ist gut so. Denn unsere Bevölkerung wächst und mit ihr die Zersiedelung unserer Landschaft. Die Forderung nach einer höheren Dichte in den bestehenden Siedlungsgebieten wird darum immer lauter. Aber die Idee der Verdichtung stösst auch auf Widerstand. Es wird befürchtet, und das nicht ganz zu unrecht, Verdichtung bedeute nur mehr, mehr vom gesichtslosen Siedlungsbrei. Eine Stadt aber besteht aus Strassen und Plätzen, aus Häuserfronten und Boulevards, aus Gärten, Monumenten und Promenaden, aus engen Gassen und lauschigen Höfen. Was ist passiert? Haben wir verlernt Städte zu bauen? Mit der Stadt und dem traditionellen städtischen Raum beschäftigen sich Architekten, Stadtplaner und Politiker wieder vermehrt, so auch die in dieser Publikation abgedruckten Artikel der Serie «Gutes Bauen Ostschweiz».

Die Zersetzung der Raums

Zur Erinnerung: Als Reaktion auf die choleraverseuchten Hinterhöfe und die Anfang des 20. Jahrhunderts unerträglich gewordenen Lebens- und Arbeitsbedingungen in Folge der Industrialisierung propagierte der Congrès International d'Architecture Moderne (CIAM) in den 1930er-Jahren die funktionale Stadt. Gemeint war die Entflechtung städtischer Funktionsbereiche, die Trennung von Wohnen, Arbeiten, Erholung und Verkehr. Diese in der Charta von Athen 1933 deklarierten Forderungen des modernen Städtebaus wurden bereits in den 1950er-Jahren ernsthaft infrage gestellt. Junge Architekten aus England, Frankreich, Italien und Holland stürmten 1953 am 9. CIAM-Kongress in Aix-en-Provence das Podium und stellten die funktionale Stadt infrage. Diese später als Team X bekannt gewordene Gruppe propagierte mit ihrem *Urban Re-Identification Grid* eine neue Sicht der Stadt. Mit Fotos von auf der Strasse spielenden Kindern machten sie aufmerksam auf die vielfältigen Verknüpfungen der vier Ebenen Haus, Strasse, Quartier und Stadt. Sie forderten ein ganzheitliches Stadtverständnis und die Rehabilitierung der städtischen Strasse als Ort der Begegnung. Gleichzeitig, und im Westen wenig beachtet, fand auch im östlichen Europa eine Debatte über den Städtebau statt: Sozialismus versus Moderne. Im Gegensatz zur Moderne vertrat der sozialistische Realismus die These, dass Architektur eine Kunst sei und nicht eine reine Wissenschaft. Kritisiert wurde an der Moderne die gestalterische Reduktion auf die Funktion, wie sie etwa in den Begriffen *form follows function* und funktionale Stadt zum Ausdruck kommt. CIAM und die *Charta von Athen* proklamierten die (räumliche) Auflösung der Stadt, so ihr Vorwurf. In Ihren «sechzehn Grundsätzen des Städtebaus» forderten die Planer des sozialistischen Realismus unter anderem, dass das Antlitz der Stadt, ihre individuelle künstlerische Gestalt, von Plätzen, Strassen und beherrschenden Gebäuden bestimmt werde.

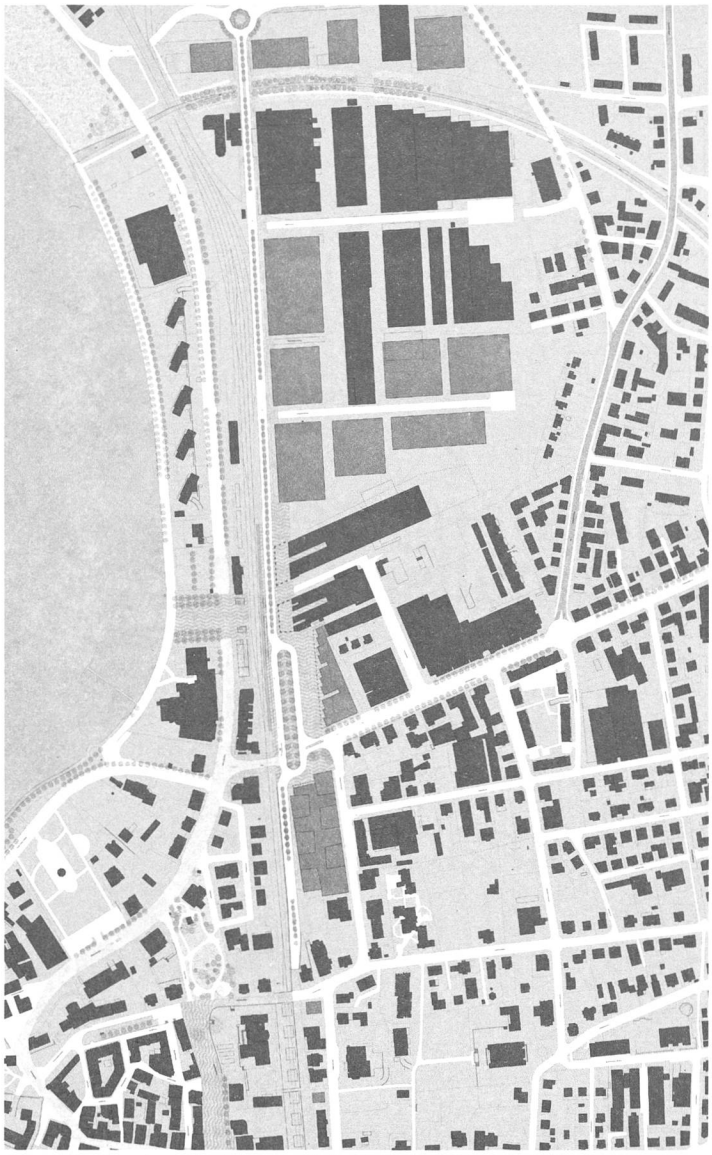
Aber schon wenige Jahre später hatte sich die Kritik am modernen Städtebau sowohl im Osten wie auch im Westen verflüchtigt. Im Westen wurde die «Idee der Strasse» schon bald durch die *Rue intérieure*, das *streetdeck* oder die Shoppingmall ersetzt, und das Team X suchte ab den 1960er-Jahren die Lösungen nicht mehr im öffentlichen Raum, sondern in der inneren Struktur ihrer Bauten – so etwa im Bau der Freien Universität Berlin von Candilis, Josic, Woods. Im Europa des Ostblocks wurde dagegen ab Mitte der 1950er-Jahre – trotz erfolgreicher Projekte wie der Karl-Marx-Allee, die Vorzeigestrasse Ostberlins, oder des Wohnviertels MDM Quartier in Warschau – die Diskussion um den sozialistischen Realismus per Dekret abgeschafft. In einer viel beachteten Rede im Dezember 1954 forderte der damals neu gewählte Parteichef der KPdSU, Nikita Chruschtschow, die Architekten auf, besser, billiger und schneller zu bauen und auf individuell entworfene Gebäude zu verzichten. Gemeint war das industrielle Bauen und die später vor allem im Ostblock verbreiteten, immer gleichen Plattenbauten.

Auch im Westen wurden nun die Wohnbauten von innen nach aussen entwickelt und unterlagen den Spielregeln der Bauproduktion. «Es scheint», so Colin Rowe in seinem Buch *Collage City*, «dass die Zersetzung der Strasse und jedes stark definierten, öffentlichen Raumes unvermeidlich geworden war, und zwar aus zwei Gründen: Wegen der neuen und vernunftgemässen Art des Wohnungsbaus und wegen der neuen Anforderungen des Fahrverkehrs». Bis heute hat sich nicht viel verändert. Werner Oechslin formuliert es so: «Wir suchen das Urbane, reden über Urbanität und bauen – immer noch – Siedlungen und Peripherien, um diese dann durch allerlei Zutaten und nachträgliche Anpassungen doch noch urban erscheinen zu lassen. Weshalb bauen wir keine Städte?»

Löblich: Frauenfeld und Arbon

Die Frage scheint berechtigt. Dabei könnten wir von historischen Beispielen lernen. In seinem Artikel «Ein städtebauliches Juwel» beschreibt Martin Tschanz den Ring und die Altstadt von Frauenfeld, die Promenade mit Regierungsviertel, als ein städtebauliches Schmuckstück. Vorbild für die Mitte des 19. Jahrhunderts geplante Anlage – das ist bemerkenswert – war die Weltstadt Wien. Das Konzept war denkbar einfach, der Stadtgraben wurde aufgefüllt und eine Promenade errichtet. Diese bildet das Herzstück einer ringförmigen Anlage, an der sich die Grossbauten der neuen Zeit gleichsam von aussen her an das Städtchen anlagern konnten, ohne des-

Innenstadt Frauenfeld, Masterplan, 2014, Staufer & Hasler Architekten, 1:1000



Arbon, Masterplan, 2010, Staufer & Hasler Architekten, 1:8000

sen Charakter zu zerstören. Interessant ist, dass am Anfang der damaligen städtebaulichen Intervention nicht etwa Bauten standen, sondern die Promenade, ein öffentlicher Raum. Erst im Nachhinein wurden und werden bis heute Bauten an die Promenade gestellt. Diese Feststellung ist insofern wichtig, als sie die Frage nach dem Verhältnis von Baukörper zu Raumkörper neu stellt, ein Verhältnis, das sich mit der Dominanz des Baukörpers im modernen und auch zeitgenössischen Städtebau weitgehend aufgelöst hat. Für Frauenfeld sind die Eingriffe des 19. Jahrhunderts noch heute prägend. Ihre räumlichen Vorgaben erweisen sie als höchst flexibel und müssen als erfolgreich betrachtet werden, da sie noch jetzt ergänzt und erweitert werden können. So wird durch das neue Staatsarchiv der Basler Architekten jessenvollenweider das Regierungsviertel nach Nordwesten ausgedehnt, während im Süden der Altstadt das alte Postgebäudes und ein Neubau der Hauptpost durch Staufer & Hasler Architekten aus Frauenfeld dem Postplatz und der Rheinstrasse städtischen Glanz verleihen werden. Damit wird die räumliche Idee, welche dem Frauenfelder Ring im 19. Jahrhundert zugedacht war, auch heute bestätigt.

Als ein aktuelles Beispiel einer sorgfältigen, stadträumlichen Planung gilt die neue Kantonsstrasse in Arbon. Im Artikel «Strassenbau als Städtebau» beschreibt Martin Tschanz sie als ein städtebauliches Schlüsselprojekt, als eine Strasse, welche den Anspruch hat, nicht nur Erschliessungsader sondern auch Lebensraum zu sein, eine Strasse, welche den Charakter und die Identität der Stadt prägt. Am Anfang der Planung stand die Aufgabe, die Altstadt vom Durchgangsverkehr zu befreien. Anstatt wie üblich eine Ortsumfahrung zu planen, entschied man sich, eine weitere Hauptstrasse durch die Stadt zu legen. Schon die Linienführung der neuen Strasse parallel zur bestehenden Bahnlinie überzeugt. Zum einen ist sie einfach und direkt, beansprucht kaum neue Flächen und hinterlässt auch keine städtebaulichen Wunden. Am Rande der Altstadt, auf der gegenüberliegenden Seite der Bahn gelegen, hat sie das Potenzial, eine Hauptstrasse mit Zentrumscharakter zu werden. Sie organisiert die Bahnübergänge neu und formuliert dort neue Plätze, und sie erschliesst ein wichtiges Entwicklungsgebiet, die ehemaligen Industrieareale König und das Saurer WerkZwei.

Gestaltet wurde die neue Strasse ebenfalls von den Architekten Staufer & Hasler. Die Sorgfalt, mit der sie die geometrisch höchst komplexen Aufgaben gelöst haben, ist beeindruckend. So wurden am Stahelplatz, dem eigentlichen Tor zur Altstadt, ein bestehendes abgewinkeltes Hochhaus, ein Kreisel, eine Rampe und eine Brücke so in Übereinstimmung gebracht, dass trotz der Dominanz des Verkehrs ein städtischer Raum entstand. Beim Übergang an der St. Gallerstrasse gleich neben dem Bahnhof wurde durch Ausweitung der Strasse ein länglicher Platz geformt. An ihn angelagert ist das Zentrum Rosengarten im Westen und das nun umgenutzte mächtige Hamel-Gebäude mit Bahnhofspassage im Osten. Hier wird in mehreren Schritten ein neues städtisches Zentrum – ein Bahnhofplatz – entstehen. Ein Busbahnhof ist schon geplant. Charakteristisch für die neue Hauptstrasse ist die Allee aus Linden, die ihr einen boulevardähnlichen Charakter verleiht. Die Bäume stehen in einer Mittelreihe, die sich beim Bahnhof, wo sich die Strasse platzartig ausweitet, zu einer Bauminsel verdoppelt. Dass dieser attraktive längliche Platz auch ein verkehrstechnisch notwendiger Kreisel ist, lässt die Anlage vergessen.

Lachen: Ein Riss im Stadtgefüge

Natürlich geht es bei der Stadtplanung nicht nur um attraktive Strassen und urbane Plätze, sondern auch um das soziale Gefüge eines Quartiers. Das geriet im St. Galler Quartier Lachen in den letzten Jahren beinahe in Schieflage. Erol Doguoglu, der ehemalige Stadtbaumeister, soll das Quartier einmal liebevoll «die Bronx von St. Gallen» genannt haben, so Gerhard Mack in seinem gleichnami-

saiten.ch/mitglied-werden
sekretariat@saiten.ch
071 222 30 66

gen Artikel. Dabei ist das in den 1890er-Jahren während der Blütezeit der Stickereiindustrie entstandene Quartier recht attraktiv. Es besteht aus vier bis sechs einzeiligen Häuserreihen, die beidseitig der Zürcherstrasse angelegt wurden. Diese bestehen aus drei- bis viergeschossigen Wohnhäusern mit Hochparterre, in biedermeierschem Stil gehalten, mit meist kleinen Vorgärten und grossen Veranden am engmaschigen Strassennetz. Durchmischt sind sie mit flachen Gewerbebauten. In den 1950er-Jahren entstand ein kleines Quartierzentrum entlang der verkehrsreichen Zürcherstrasse, mit einem hohen Haus mit Post und einer Migros mit vorgelagerter Kolonnade. Ein vollständiges, städtisches Quartier also, ein wenig heruntergekommen, aber mit viel Potenzial. Ob es nun mit den geschickten Interventionen der Stadtplanung zu tun hat, mit den attraktiven Erneuerungen und Renovationen öffentlicher Bauten oder mit einer Bewohnergeneration, die das urbane günstige Wohnen für sich entdeckt hat – klar scheint, dass es mit dem Lachen-Quartier wieder aufwärts geht.

Nicht so schnell allerdings werden die physischen Wunden verheilen, welche in den letzten zwei Jahrzenten in die dortige Stadtstruktur gerissen wurden. Allen voran die Überbauung Vonwilpark der Architekten baumschlager eberle stört massiv die Kontinuität des Stadtgefüges zwischen der Zürcherstrasse und dem St.Otmar-Quartier. «Die Mehrfamilienhäuser», schreibt Gerhard Mack, «welche die Architekten in klassisch moderner Manier als Würfel in offene Zwischenräume verteilt haben, verweben den Bestand nicht. Während die historische Blockrandbebauung dem öffentlichen Raum klare Konturen gibt, ist zwischen Grasflächen und Lüftungsrohren keine [städtische] Energie zu spüren».

Das St. Galler Vonwil-Quartier ist ein gutes Beispiel dafür, dass eine Stadt durch Verdichtung nicht automatisch städtischer wird, sondern im Gegenteil auch suburbaner werden kann. Die besagte Siedlung bezieht sich nicht auf die bestehende städtische Struktur. Die zwölf zentrierten Gebäude genügen in ihrer Setzung, ihrer Materialisierung wie auch in ihrem architektonischen Ausdruck einzig sich selbst.

Zeit für Stadtbaukunst

Die Städte aber, wie wir sie kennen und lieben, bestehen nicht aus Ansammlungen isolierter Objekte, sondern aus städtischen Räumen, aus Fassaden und Gebäudefluchten, welche Strassen und Plätze formen. Es ist das dialektische Verhältnis zwischen Gebäudekörper und Raumkörper, das die traditionelle Stadt so attraktiv macht. Um eben dieses Verhältnis von Körper und (Zwischen-) Raum zu thematisieren, zitiert Rahel Hartmann Schweizer aus Christian Morgensterns *Galgenliedern*: «Es war einmal ein Lattenzaun, mit Zwischenraum, hindurchzuschaun». In ihrem Beitrag «Innen, aussen und dazwischen» beschreibt sie die präzise Setzung der Elemente eines appenzellischen Bauernhofs, wo das Haus, der Wetterbaum und das frei stehende Geviert für den Gemüsegarten eine präzise formulierte Einheit bilden. Alison und Peter Smithson sprechen in diesem Zusammenhang von der «gotischen Ordnung», welche im Gegensatz zur Ordnung der Form in der Renaissance, eine Ordnung lebendiger Arrangements war. In Ihrem Buch *Italienische Gedanken weitergedacht* schreiben sie: «Die Strasse wurde zum Begehen gemacht, der Marktplatz zum Abhalten eines Marktes, die Tenne zum Dreschen, die Schafhürde zum Schutz der Schafe», und weiter: «Sie besassen die Fähigkeit, den sie umgebenden Raum mit einer Energie aufzuladen, die sich mit anderen Energien verbinden konnte. Dadurch wurde die Natur künftiger Dinge beeinflusst, und kommende Ereignisse wurden vorweggenommen. Gebäude und Aussenräume wurden auf diese Weise füreinander selbstverständlich. Sie benötigten nur noch eine Aktivität, um das Gefühl einer Einheit zu vervollständigen.» Erinnert Smithsons Beschreibung

Ausschnitt Stadtplan Quartier Lachen, St.Gallen, 1:10 000

nicht auch an den Prozess des Weiterbauens in Pontresina, wie er im Artikel «Die Kunst des Austarierens» von Marina Hämmerle eindrücklich beschrieben wird?

So wie die Architekten der Moderne das Objekt, und die späteren Generationen in den 1980er- und 1990er-Jahren die möglichst detaillose, abstrakte (Swiss)-Box ins Zentrum ihrer Arbeit rückten, so scheint es nun Zeit zu sein, sich (wieder) dem Schaffen von Zwischenräumen zuzuwenden. Lernen können wir von der Geschichte und im Besonderen vom städtebaulichen Diskurs während des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts, einer Zeit also, als die Städte Europas einem enormen Wachstumsdruck ausgesetzt waren. Damals stellten die Schriften von Camillo Sitte geltende Vorstellungen der Stadtplanung infrage, indem sie das Interesse weg vom Plan und hin zum Raum lenkten; oder anders ausgedrückt: weg von der Stadtplanung und hin zur Stadtbaukunst. In seinem 1889 erschienenen Buch *Der Städtebau nach seinen künstlerischen Grundsätzen* untersucht Sitte antike, mittelalterliche und barocke Städte auf ihre räumlichen Qualitäten hin. Der Grund für deren Qualitäten sei, so schreibt er, «dass die alten Anlagen eben nicht am Reissbrett konzipiert wurden, sondern allmählich in natura entstanden sind, wobei man ganz von selbst das Alles berücksichtigte, was dem Auge *in natura* auffällt, aber alles andere mit Gleichgültigkeit behandelt, was nur am Papier sichtbar wird». Die Stadtbaukunst, die sorgfältige und präzise Gestaltung des städtischen Raums, über seinen Gebrauchswert hinaus, scheint wichtiger denn je.

Thomas Schregenberger ist Architekt und Spezialist für Siedlungsentwicklung.

Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Triest Verlags. Zwischentitel: red.

Das Buch: *Raum. Zeit. Kultur. Anthologie zur Baukultur.* Hrsg. Architektur Forum Ostschweiz. Triest Verlag Zürich, 2016, Fr. 39.–

Buchvernissage: 3. Oktober, 19.30 Uhr, Architektur Forum, Davidstrasse 40, St.Gallen.